

Zacharias Werner nach neueren Forschungsergebnissen.

In seinem umfangreichen, auch von katholischen Kritikern nicht selten übermäßig gepriesenen Werke: „Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts“ urteilt der 1914 verstorbene Literaturhistoriker Richard Moritz Meyer über die vielumstrittene Persönlichkeit des ostpreussischen Konvertiten: „Zacharias Werner ward nach wüstem Leben ein asketischer Prediger und erregte die Behemänner des Wiener Kongresses mit seinen bedenklichen Predigten. Bezeichnend ist es auch, daß Werner vor allem durch das einaktige Trauerspiel ‚Der 24. Februar‘ (1809) Einfluß gewann. Er regte damit die Reihe der Schicksalstragödien an, die besonders von 1815 bis 1825 die deutsche Bühne beherrschten.“

Man kann es kaum fassen, aber das ist wirklich alles, was, von späteren, flüchtigen Hinweisen abgesehen, der berühmte Berliner Universitätsprofessor noch in der vierten Auflage seines Werkes von dem Romantiker Zacharias Werner und seinen Geisteserzeugnissen zu berichten weiß. Doch selbst dem tiefverkannten Konvertiten Werner gegenüber scheint sich allmählich eine gerechtere Würdigung des Dichters und Menschen durchzusetzen. Dazu dürfte ein kürzlich erschienenenes Buch von Dr. Paul Hankamer¹ in hervorragender Weise beitragen, obgleich oder vielleicht auch weil es nicht als Panegyrikus gedacht ist, sondern nur den Zweck verfolgt, das allerdings äußerst problematische Wesen des Mannes durch Aufdeckung seiner Grundlagen und anderseits der Einflüsse, Hemmungen, Schicksalsschläge, von denen es bestimmt wurde, menschlich jedem objektiv denkenden Leser verständlich zu machen. Daß Hankamer in seinem Werke einen wichtigen Faktor, die Gnade Gottes, die im letzten Grunde bei der Konversion Werners ausschlaggebend war, nicht oder doch nicht ausdrücklich berücksichtigt, sei hier lediglich als Tatsache festgestellt.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner, in der Nacht vom 18. zum 19. November 1768 zu Königsberg in Ostpreußen geboren, erbte von

¹ Zacharias Werner. Ein Beitrag zur Darstellung des Problems der Persönlichkeit in der Romantik. gr. 8° (346 S.) Bonn 1920, Cohen. M 20.—

seiner gefühlvollen, nervenleidenden Mutter einen immer regen Sinn für das Religiöse, aber zugleich die neurasthenische Naturanlage, von seinem Vater dagegen, einem angesehenen Professor der Geschichte an der Universität, die frühreife Intelligenz. Mit 14 Jahren seines Vaters beraubt, von der nur allzu nachsichtigen Mutter als einziges Kind in jeder Weise verhäßtelt, überließ er sich schon in den ersten Jünglingsjahren fast widerstandslos seinen ungeordneten Neigungen und Trieben. Im Jahre 1784 bezog der erst Sechzehnjährige die Universität seiner Vaterstadt und widmete sich, um zu einer sicheren Lebensstellung zu gelangen, ohne innere Neigung dem Studium der Rechtswissenschaft und Kameralien. Er wurde Jurist und preussischer Beamter, ließ es aber jetzt und später an der notwendigen Hingabe an die Verpflichtungen seines Berufes fehlen. Seine Schwärmerei galt dem Theater, eine Vorliebe, die im Bunde mit der fast krankhaften Sinnlichkeit und Reizbarkeit seines Wesens Werner frühzeitig zu den traurigsten sittlichen Verfehlungen und Ausschweifungen verleitete. Diesen Versuchungen gegenüber hielt auch der Glaube seiner Jugend trotz der angeborenen religiösen Neigung nicht lange stand, und um das Jahr 1785 brach Werner, damals noch Student, die Verbindung mit der protestantischen Kirchengemeinschaft ab.

In sittlicher und religiöser Hinsicht eines festen Haltes beraubt, innerlich unftet und zerfahren, offenbart er seinen damaligen seelischen Zustand auch in den ersten poetischen Erzeugnissen: persönliche und künstlerische Standpunktlosigkeit ist für seine Jugendgedichte bei allem formalen Talent ihres Verfassers charakteristisch. Unter den Einflüssen der Schriften Rousseaus begeistert sich der innerlich unbefriedigte junge Mann zeitweilig für die Rolle eines literarischen Reformators der höheren Königsberger Gesellschaft, wie er denn überhaupt zeitlebens in sich einen unwiderstehlichen Drang zum Apostel und Verkünder ethischer oder künstlerischer Anschauungen und Ideen fühlte, fand aber mit seinen Reformplänen um so weniger Anklang, je skandalöser sein eigener Lebenswandel wurde. Im Jahre 1792 schloß Werner mit einem übelbeleumundeten Mädchen von niedriger Abkunft leichtsinnig einen Lebensbund, den er schon nach zwei Jahren wegen notorischer Untreue der Gattin wieder löste. Der allen Eindrücken zugängliche Mann hat später noch zweimal geheiratet und zweimal sich wieder scheiden lassen, bis er endlich resigniert den Gedanken aufgab, sein Glück im Ehestande zu suchen.

Mitte 1794 erfolgte seine Versetzung als Kammersekretär nach Polen, das damals unter preussischer Herrschaft stand. In Petrikau, Plozk und

namentlich Warschau entfaltete Werner in den reichlichen Mußestunden, die ihm seine Amtsgeschäfte ließen, eine rege und fruchtbringende literarische Tätigkeit. Politisch schwärmte er damals offen für ein freies Polen, wie er denn auch in der polnischen Umgebung sich wenigstens anfänglich wohl fühlte und einige verhältnismäßig ruhige Jahre verlebte. In Warschau schloß Werner unter anderen mit dem Berliner Juden Hixig, einer in der literarischen Welt bekannten und einflußreichen Persönlichkeit, Freundschaft und erhielt durch ihn wie auch durch den Dichter Mnioch mannigfache Anregung und Förderung für sein poetisches Schaffen. Mnioch hatte ihn schon 1792 in Königsberg mit dem Freimaurerorden bekannt gemacht und zum Anschluß an den Geheimbund bewogen. Im Jahre 1802 erschien von Werner der erste Teil des schon vor der Jahrhundertwende begonnenen Dramas „Die Söhne des Thals“. Es zeigt deutlich den Doppelleinfluß der freimaurerischen Ideen und der in Werner immer mächtiger wirkenden Kunst- und Weltanschauung der Romantik. Im ersten Teil: „Die Tempel auf Cypern“ wiegen die freimaurerischen Elemente noch vor, im zweiten: „Die Kreuzesbrüder“ (1805) wird der Sieg der romantischen Auffassung deutlich. Schon hier begegnen wir der Idee eines „geläuterten Katholizismus“, dem nach der Ansicht des Dichters die Zukunft gehört.

Noch entschiedener äußert sich die Neuorientierung Werners in dem auch literarisch höherstehenden Schauspiel „Kreuz an der Ostsee“ (1806), das die Eroberung und Christianisierung Preußens durch den Deutschen Ritterorden zum Vorwurf nimmt und in der Figur des Erzbischofs Adalbert den großen Gottgesandten und berufenen Glaubensboten verherrlicht. Die religiöse Grundrichtung tritt hier noch weit schärfer in Erscheinung als im ersten Stück. Der Tod seiner Mutter, die er in all seinen Irrungen wie eine Heilige verehrte, und auch der fast gleichzeitig erfolgte seines Freundes Mnioch (1804) hatten den Dichter seelisch erschüttert. Nach achtzehnjähriger Pause empfing damals Werner am Karfreitag wieder das Abendmahl; aber führerlos, wie er war, sah er sich mit heißem Verlangen nach den verschiedensten Lehrern des geistlichen Lebens um. Schleiermacher, Fichte, Wackenroder, Novalis, vor allem aber der Mystiker Jakob Böhme übten damals wie noch geraume Zeit eine mächtige Anziehungskraft auf ihn aus. Schleiermacher, noch mehr Böhme, verwiesen ihn auf das religiöse Erlebnis als auf den sichersten Weg zu Gott. Vielleicht haben wir es diesem verhängnisvollen Grundirrtum der beiden theosophischen Schriftsteller zuzuschreiben, wenn Zacharias Werner bei aller Vorliebe für die katholische

Kirche erst viele Jahre später sich ihr angeschlossen. Religion, Liebe und Kunst betrachtete er unter dem Banne seiner neuen Lehrer als die heiligen Drei, die das menschliche Strebevermögen beherrschen und befriedigen. Letzte und einzige Aufgabe der Kunst ist es, die Religion zu verkünden. Das „Kreuz an der Oßsee“ sollte „die Caritasliebe in ihrer höchsten Form geben und damit den Mittelpunkt des Christentums, wie er es sah und sehen wollte, seit er Böhme kannte“ (Hantamer 122). Auch Calderon hat auf das Stück eingewirkt, aber der Begriff der Caritas ist nicht der dogmatische der katholischen Lehre, und Werner hatte recht, wenn er den Vorwurf seiner Freunde, er verführe seine Bewunderer und Verehrer zum Katholizismus, als unzutreffend zurückwies.

Werners große Begabung für das Drama war nicht mehr zu verkennen, obwohl Jßland beide Stücke für die Berliner Bühne wegen ihrer katholisierenden Auffassung ablehnte. Der Dichter wurde allmählich selbstbewußter und glaubte an eine Art göttlicher Sendung bei Ausübung seiner ausgesprochen religiös gerichteten Kunst. Er will jetzt, wie er schon am 27. Mai 1805 an einen Freund schreibt, lieber Leben und irdische Glückseligkeit aufopfern, als den ihm „von Gott ins Herz geschriebenen Beruf“. Bei der Übersiedlung von Warschau nach Berlin, wo er Ende 1805 eine Sekretärstelle übernahm, fielen solche Erwägungen für ihn nachweislich gewichtig in die Waagschale. Als es dann bald nach seiner Ankunft in der preußischen Hauptstadt nicht ohne Werners Schuld zur Scheidung von seiner dritten und letzten Frau kam, faßte er dieses für ihn äußerst schmerzliche Ereignis nach Anfällen tiefster Niedergeschlagenheit, Trostlosigkeit und Verzweiflung doch schon bald unter dem höheren Gesichtspunkt einer geheimnisvollen Fügung des Himmels auf und schrieb an den berühmten Historiker Johannes v. Müller: „Was mich betrifft, so ist freilich der Glanz meines Lebens und der letzte Rest der Hoffnung weggerissen. Der Gedanke, ewig allein zu sein und allein zu sterben, ergreift mich, besonders in der Stille der Nacht, mit fürchterlicher Wut, und noch ist mein ganzer Kopf dumpf und leer. Aber Gott, dem es gefällt, mich, wie die Märtyrin, meine Mutter, durch dunkle Wege sich zuzuführen, wird mich stärken, wenn es sein Wille ist. Meinem heiligen Werke will ich mich, von allen Banden der Natur losgerissen, unausgesetzt und ausschließlich widmen; seinem Winke will ich folgen und seinem Rufe, der jetzt laut zu mir spricht. Seelen will ich ihm gewinnen; sie sollen mir Vater, Mutter und Frau sein. Ich habe jetzt keinen als Gott“ (Hantamer 138).

Ganz in diesem Geiste ist Werners nächstes Drama, das historische Schauspiel „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ (1808), gehalten, das den bisher vielbespöttelten Dichter im protestantischen Lager zeitweilig zu einer gefeierten Persönlichkeit machte und in vielen deutschen Städten wiederholt und immer mit starkem Erfolge über die Bretter ging. Luther übernimmt hier in freiem Willensentschluß den ihm von Gott übertragenen Beruf und ist sich seines Amtes und seiner Tat bewußt. Nicht dulden, sondern kämpfen heißt für ihn die Lösung. Im übrigen finden sich doch auch im „Luther“ viele katholische Ideen und Motive. Anderseits ist der freimaurerische Einschlag diesmal ganz ausgeschaltet; denn Werner war inzwischen aus dem Geheimbund ausgetreten.

Als „Die Weihe der Kraft“ erschien, waren bereits zwei weitere Stücke Werners der Vollendung nahe: „Attila, der Hunnenkönig“ und „Wanda, die Königin der Sarmaten“. Die Gestalt der Gottesgeißel aus der Zeit der Völkerwanderung ist vom Dichter mit fichtlicher Vorliebe gezeichnet und erweist sich im Grunde als eine psychologisch feiner gearbeitete Wiederholung der Luther-Figur. Die vom geschichtlichen Attila ausgehenden Schrecken treten hier gegenüber dem Charakter des Gottgesandten stark zurück. Dem großen Gegner des Hunnenkönigs, dem römischen Feldherrn Aëtius, fehlt ähnlich wie dem Gegner Luthers, Kaiser Karl, nicht die Kraft, wohl aber die Weihe. „Attila“ ist vielleicht das geschlossenste und abgerundetste Werk des Dramatikers Werner. Das Stück wurde 1808 veröffentlicht, „Wanda“ zwei Jahre später. Fichtes Persönlichkeitsbegriff war auch in dieser späteren Schöpfung ähnlich wie in „Attila“ bei der Zeichnung der auftretenden Charaktere für den Dichter maßgebend. Werner hatte Fichte in Berlin wiederholt gesprochen und sich aufs neue für die Anschauungen des damals viel angefeindeten Philosophen begeistert. Gegenüber „Attila“ weist „Wanda“ weniger mythische Elemente auf und führt ins alte Heidentum zurück, doch verraten schon die Worte des Prologs auch hier die letzten Endes religiöse Tendenz und Gesinnung des Verfassers:

Euch wollen offenbaren

Hab' ich in diesem Lied: der Heiden Lieben,
Das, mag das Herz es brechend auch verhöhnen,
Das Halleluja doch nicht läßt ertönen,
Von dem ich noch im „Attila“ geschrieben.
Weint ihr mit Wandas großem, dunklem Herzen,
Preißt ihn, der uns verlieh die Sternentzerzen! (181)

Das Luther-Drama Werners war noch nicht veröffentlicht, als sein Schöpfer ein unruhiges Wandern und Suchen, äußerlich betrachtet nach

künstlerischem Erfolg, im tiefsten Grunde aber nach Wahrheit und Frieden begann, das erst nach einigen Jahren in der Hauptstadt der Christenheit mit dem Übertritt Werners zur katholischen Kirche seinen Abschluß finden sollte. Am 23. März 1807 verließ der Romantiker Berlin, wie Hantamer meint „als Besiegter. Weder in seinem Leben noch in seiner Kunst fühlte er sich erfüllt, und als ihm der Zusammenbruch seines Schaffens die Wirkungslosigkeit seiner Kunstpredigt so quälend bewußt machte, wurde in ihm die Frage laut, ob er Gesandter sei der Kunst“ (163). Er begab sich zunächst nach Prag, wo er seinen „Attila“ vollendete und die „Wanda“ begann. Beide Stücke hoffte er in Wien auf die Bühne zu bringen. Diese Erwartungen wurden schon bald enttäuscht: den „Attila“ lehnte man dort mit Rücksicht auf eine mögliche Verstimmung Napoleons, auf den der Titel gedeutet werden konnte, ab, und als Werner seine „Wanda“ im Laufe des Sommers in Wien vollendet hatte, fand auch dieses Werk, trotzdem es allen bühnentechnischen Ansprüchen hervorragend entsprach, bei der damaligen Theaterzensur keine Gnade. Der Verfasser reiste im Herbst nach München, dann nach Stuttgart, Frankfurt, Gotha, doch überall blieb ihm die Bühne verschlossen.

Eine freundlichere Aufnahme fand er endlich in Jena und Weimar bei Goethe. Mit einer „faß kriechenden Demut“, wie Hantamer leider nur allzu richtig bemerkt, trat Werner dem Abgott der jungen Romantiker gegenüber, und mit herablassendem Wohlwollen, obgleich nicht ohne eine gewisse Zurückhaltung, nahm ihn der gefeierte Olympier auf. Goethe interessierte sich für den seltsamen Menschen, der in geselliger Unterhaltung von muntern Einfällen und Spässen übersprudelte, war damit einverstanden, daß Werner den „Attila“ und das „Kreuz an der Ostsee“ vor engerem Kreise vorlas, und ließ sogar am 30. Januar 1808 zum Geburtstag der Herzogin die „Wanda“ aufführen. Ein weiteres praktisches Ergebnis hatte aber Werners Aufenthalt in Weimar nicht. Die diesbezügliche Stelle bei Hantamer ist nicht nur für die Anschauungen Goethes und Werners, sondern doch wohl für ihren Verfasser selbst bezeichnend: „Als die höchste und reinste Menschlichkeit ihn nicht retten konnte, blieb ihm nur noch ein Weg, und der leitete ihn in den Schoß der katholischen Kirche. Mit dramatischer Notwendigkeit vollzog sich diese Entwicklung, und Goethe mußte in dem Konvertiten einen Abtrünnigen sehen, mußte in dieser schroffen Unbarmherzigkeit das Verdammungsurteil sprechen, weil er ahnte, daß Werner von ihm eigentlich sich abwandte, als er den protestantischen

Glauben abschwor, mochte er auch seinen Helios (Goethe) stets verehren" (171 f.).

Im April 1808 verließ Werner die kleine Dichterstadt an der Ilm und reiste über Leipzig nach Berlin zurück, um seine wirtschaftlichen Verhältnisse zu regeln. Er löste seinen dortigen Hausstand endgültig auf und begann von neuem sein unstetes Wanderleben. In Köln erweckte die „altgotische Baukunst“ seine Bewunderung, ja sein enthusiastisches Staunen. „Die Rheinreise Werners vollzog sich im Zeichen der Romantik. Sie war die erste Etappe auf dem Wege von Weimar nach Rom und erhielt ihr Siegel in dem Sonett ‚Der Kölner Dom‘“ (184). Über Süddeutschland führte ihn sein Weg in die Schweiz, die er zu Fuß durchquerte. In Interlaken lernte der Wanderer Frau v. Staël persönlich kennen und fand die Gegend, die er sich später für sein Drama „Der 24. Februar“ zum Schauplatz wählte. Immer ungestümer regte sich in ihm die Sehnsucht nach Herzensfrieden und göttlicher Erleuchtung. „Ich kann nicht leben mehr — werd' ich noch glauben?“ fragt er in einem ergreifenden Gedicht aus jener harten Zeit der hangen Zweifel und der innern Trostlosigkeit. Doch der Gedanke, daß Goethe ihn in Weimar erwarte, dann wohl auch das Wiedererwachen der immer noch nicht endgültig überwundenen, dämonischen Sinnlichkeit hielten ihn zunächst noch von einem entscheidenden Schritt zurück: er ging nicht nach Rom, sondern wanderte von Oberitalien wieder über die Alpen, kam nach Coppet zu Frau v. Staël und August Wilhelm Schlegel und von da nach Paris, um sich „in der Residenz der methodischen Tollheit die letzten Tollhörner abzulaufen“. Doch selbst in dem wilden Strudel von Vergnügungen führte sein besseres Ich einen nicht ganz erfolglosen Kampf mit den zügellosen Leidenschaften der ungebändigten Natur, und während dieser lichten Augenblicke schrieb Werner an seinem romantischen Legenden drama „Kunigunde die Heilige“, einem Stück, das in Motiv und Ausführung an Tiecks „Genoveva“ erinnert.

Ende 1808 tauchte der Ruhelose wieder in Weimar auf und speiste am Silbestertag bei Goethe. Bei dieser Gelegenheit kam es zwischen den beiden zu einem unangenehmen Zusammenstoß. Hankamer schreibt: „Goethes Stellung zu Werner hatte sich völlig gewandelt. Eine innere Reaktion hatte eingesetzt, durch die er in einen fordernden Gegensatz zu ihm geriet, der in Verbindung stand mit der schrofferen Stellung den Spätromantikern gegenüber, die er eingenommen hatte. Nicht mehr geltenlassend, sondern Entscheidung fordernd, nahm er ihn auf“ (199). Werner

las bei Tisch ein nicht mehr erhaltenes Sonett vor, worin der Mond mit einer Hostie verglichen wurde. „Eine unterhüllte Kriegsankündigung Goethes war die Folge und vor allem die bestimmte Ablehnung, einer Darstellung solcher religiösen Mystik den Weg zur Bühne zu bahnen“ (200). Zwar ließ sich der gestrenge Herr in der Folge wieder etwas besänftigen und brachte 1810 sogar ein neues Stück Werners in Weimar zur Aufführung, das zugkräftigste des Romantikers: „Der 24. Februar“, aber er schrieb dem Verfasser einige Monate darauf jene Sätze, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriglassen: „Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß wir immer einmal eine Strecke Wegs mit Luſt zusammen fortwandern können, wo wir uns auch treffen mögen; nur enthalten Sie sich ja, mir Fußangeln aus der Dornenkrone vor meine Schritte hinzustreuen. Lassen Sie mich den Pfad, den ich mir selbst gebahnt und gekehrt, ruhig hin- und wiederſpazieren und begleiten mich, insofern es die Gelegenheit gibt“ (222). Damit waren die Wege der beiden Männer geschieden und blieben es auch fernerhin, obwohl Werner auch als Katholik Goethe ein freundliches Andenken bewahrte.

Von neuem hatte inzwischen für ihn das ruhelose Wandern begonnen. „Man möchte es für bewußt halten, daß Werner seinen Reſeweg genau so wie vor einem halben Jahre wiederholte, als wolle er die Stimmung der Tage wiedererwecken, die durch den Aufenthalt in Weimar und Goethes Einfluß verwischt worden war. Wieder fuhr er den Rhein herunter“ (223). Mangel an Erfolg war es diesmal nicht, was ihn nirgends eine bleibende Stätte finden ließ; denn seine Stücke hatten sich bereits viele Bühnen erobert; wohl aber wurde in ihm noch weit mehr als auf der ersten Fahrt der heiße Drang nach Ruhe und seelischer Befriedigung wirksam. Am 1. November 1809 verließ Werner Coppet, am 7. weilte er im Hospiz auf dem Mont Cenis, am 9. Dezember betrat er zum erstenmal die Stadt seiner künstlerischen und religiösen Sehnsucht: das ewige Rom.

Die ersten Wochen seines römischen Aufenthaltes waren für den Gottsucher eine Zeit gewaltigen innern Ringens und stürmischer Seelenkämpfe, in denen nur zu oft die trübsten Stimmungen und anderseits die be- rauschendsten Sinnengentüſſe über sein höheres Wünschen und Streben den Sieg davontrugen. Doch allmählich wurde es ruhiger in seinem gequälten Herzen, die Gnade gewann zusehends die Oberhand und der Engel der Finsternis wich von der ehrlich ringenden Menschenseele. Auch die Rücksicht auf Goethe vermochte jetzt Werner nicht mehr von dem entscheidenden

Schritte zurückzuhalten, so gewichtig sie für ihn nach eigenem Geständnis eine Zeitlang in die Waagschale fiel, und am 19. April 1810 legte der ostpreussische Dichter Zacharias Werner nach freiem Willensentschluß in der Hauptstadt der Christenheit sein katholisches Glaubensbekenntnis ab.

Der Übertritt Werners war gewiß kein nüchtern überlegter, kalter Verstandesaakt; mit dieser Feststellung hat Hankamer recht. Auch darin wird man ihm beistimmen, daß es für den innerlich gefolterten Mann damals nur noch zwei Möglichkeiten gab — Glaube oder Verzweiflung. Aber es berührt katholische Leser doch recht befremdend, wenn der Verfasser beifügt: „Nicht zur Zufallsform des italienischen Katholizismus konvertierte der Romantiker. Durch den Flor, den Geschichte und Gewohnheit im katholischen Ritus um den mythischen Inhalt legte, leuchtete ihm das echte Gold des religiösen Erlebnisses“ (244).

Die Konversion des Königsberger Dramatikers ist der große Wendepunkt in seinem Leben — weniger nach dem äußeren Schein, aber um so mehr in der Tat und Wahrheit. Der unstete, von den widerstrebendsten Neigungen und Begierden haltlos hin- und hergerissene, von seelischen Qualen bis zum Rande der Verzweiflung getriebene irdische Sänger und Wanderer wird jetzt zum Himmelspilger, der in heiligem Ernst und mit wachsendem Gottvertrauen seinem ewigen Ziele zustrebt. Natürlicherweise hörten die Anfechtungen des Fleisches durch den bloßen Akt des Glaubensbekenntnisses nicht ohne weiteres auf, aber, und hier liegt das entscheidende Moment — sie wurden tapfer überwunden. Werner ist ihnen, wie auch Hankamer betont, nie mehr erlegen. Diese Tatsache allein müßte genügen, den Ernst und die Ehrlichkeit seiner Bekehrung über jeden Zweifel zu erheben.

Seinen künstlerisch-literarischen Bestrebungen blieb dagegen der Romantiker zeitlebens treu. Zwar verschwindet jetzt, und gewiß nicht zum Schaden der Kunst, mehr und mehr alles Hysterische, grell Phantastische, maßlos Übertriebene, krankhaft Verzerrte, dafür aber gewinnen seine Werke an ruhiger Abgeklärtheit, an ideellem Gehalt, an seelischer Tiefe. Diese Eigenschaften zeigen sich allerdings noch recht unfertig in dem Stück „Weihe der Unkraft“, das der eifrige Konvertit 1813 als eine Art Widerruf seines Luther-Dramas erscheinen ließ. Das Werk begegnete gerade auf katholischer Seite zunächst noch einem starken und leichtbegreiflichen Mißtrauen, und Dorothea Schlegel, selbst eine eifrige Konvertitin, äußerte sich über diesen „Extrakt von Hochmut, Eitelkeit und Verwirrung“ sehr ungnädig. Im

Jahre 1815 gab dann Werner sein Legendendrama „Kunigunde“ heraus, das, mannigfach verändert und der neuen Weltanschauung des Verfassers angepaßt, nun auch in den Kreisen der Wiener Romantiker einen günstigen Eindruck machte. Noch reiner und hoheitsvoller offenbart sich die katholische Überzeugungstreue des Dichters in dem biblischen Stück „Die Mutter der Makkabäer“, an dem Werner von 1816 bis 1818 mit Unterbrechung arbeitete, das aber erst 1820 im Druck erschien. Das Drama ist nach Absicht seines Schöpfers das hohe Lied der Mutterliebe und stellt an Hand des biblischen Berichts die Überwindung der Welt durch den unerschütterlich starken, opferfreudigen Glauben dar. Um diese Zeit ließ Werner eine Fortsetzung oder einen zweiten Teil zu seinem „Kreuz an der Ostsee“ erscheinen, dazu eine Reihe von didaktischen und ästhetischen Schriften. Unter den letzteren ragt die Versdichtung „Geistliche Übungen in drei Tagen“ hervor, eine auch literarisch sehr beachtenswerte poetische Fassung der Exerzitien des hl. Ignatius.

Unmittelbar nach seiner Konversion mußten freilich für Werner die künstlerisch-literarischen Probleme und Pläne gegenüber wichtigsten Lebensfragen völlig in den Hintergrund treten. Sein angeborener Drang, auf andere zu wirken, der sich schon in der Berliner Periode bis zu dem Wunsche, Seelen für Gott zu gewinnen, gesteigert hatte, bewog ihn nun zu dem Entschluß, die Aufnahme in den damals noch nicht öffentlich wiederhergestellten Jesuitenorden zu erbitten. Seinem Gesuch konnte von seiten der Obern nicht entsprochen werden, doch die Seelenführer Werners, tief religiöse, dabei praktisch veranlagte Männer, denen Hankamer hohes Lob spendet, kamen seiner glühenden Sehnsucht nach Empfang der Priesterweihe soweit nur möglich entgegen. Werner kehrte nach Deutschland zurück und fand im Seminar zu Aschaffenburg als Student der Theologie Aufnahme. Im Juni 1814 empfing er dort nach kurzer, aber eifrig betriebener Vorbereitung die heiligen Weihen. Mit Einwilligung seiner geistlichen Obern wählte der Neupriester Wien zu seinem Wirkungskreis, wo er unter dem wohlthätigen Einfluß des heiligen Redemptoristenpaters Clemens Maria Hoffbauer als Prediger und Seelsorger während des europäischen Kongresses und in den folgenden Jahren eine anfänglich spöttisch besprochene, aber mehr und mehr eindringende, segensreiche Tätigkeit entfaltete. Es waren nicht etwa in erster Linie die Kreise der hohen Welt und einer sensationslüsternen Intelligenz, die sich für den Prediger mit der seltsamen Vergangenheit interessierten: es war, wie Hankamer wiederholt betont, vor

allem das einfache, schlichte Volk, das, von dem ehrlichen, glühenden Seeleneifer des Predigers hingerissen, in ihm den großen Büßer und Heiligen verehrte.

Von größter Wichtigkeit war es dabei für den Konvertiten, daß er in P. Hoffbauer das Muster eines Beichtvaters und Seelenführers fand, dem er in unbegrenztem Vertrauen sein ganzes Herz rückhaltlos erschloß. Am 15. März 1820 starb der heilige Redemptoristenpater, und Werner trug sich nun mit dem Gedanken, selbst Redemptorist zu werden. 1822 begann er wirklich seine Probezeit, doch nur, um schon bald zu erkennen, daß Gott ihn nicht zum Ordensmann bestimmt hatte. Nach ganz kurzer Zeit trat er wieder aus und widmete sich von neuem, obwohl kränklich und abgearbeitet, seinen seelsorgerischen Pflichten. „Es ziemt einem edlen Streiter, auf dem Schlachtfelde zu sterben“, pflegte er Freunden zu antworten, die ihn ermahnten, seine Kräfte mehr zu schonen. Am 5. Januar 1823 predigte er zum letztenmal und brach kurz darauf zusammen. Am 17. Januar ist er sanft gestorben. Sein Trosspruch in den letzten Tagen der Todeskrankheit war das Wort, womit der Heiland die Büßerin Magdalena gegenüber dem Pharisäer rechtfertigte: „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt.“

Hankamer hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht, da er vorzüglich nach den philosophischen Einflüssen forschte, die Werner von Fichte, Schleiermacher, Jakob Böhme, in weiterem Abstände von Rousseau, Kant, Schelling u. a. empfing. Gewiß, auch diese Arbeit mußte geleistet werden, aber es liegt auf der Hand, daß hier der Forscher öfter auf Vermutungen angewiesen ist, wo man eine sichere Antwort wünschte. Werner selbst war weit mehr Dichter als Philosoph und hat die Systeme der von ihm bewunderten Denker doch schließlich in seiner freien Weise übernommen und sich zu eigen gemacht, so daß man auf diesem Wege wohl nie zu einem befriedigenden Aufschluß über seine komplizierte Persönlichkeit gelangen wird. Es scheint mir deshalb, Hankamer hätte besser getan, etwas mehr Gewicht auf die brieflichen Äußerungen seines Helden zu legen, die ein klareres Bild seines Entwicklungsganges bieten als die philosophischen Partien seiner Werke. Allerdings lag dem Verfasser die neue, durch Oswald Floeck besorgte Ausgabe von Werners Briefen noch nicht vor; er konnte sie erst für die Druckbogen bewerten und auf Grund derselben seinem eigenen Werke einige Berichtigungen und Ergänzungen als Anhang beigeben.

Es kommt hinzu, daß Hankamer einen schweren Stil schreibt und die lateinischen Ausdrücke aus der Philosophie eines Fichte, Kant u. a. selten

oder nie in allgemeinverständliches Deutsch umsetzt, was doch immerhin möglich und nur zu oft höchst wünschenswert wäre. Auch die vielen Druckfehler wirken etwas störend, obwohl es sich meistens um Kleinigkeiten handelt. Gar sehr vermißt man ein Personen- oder Sachregister. Das Inhaltsverzeichnis wird in zehn knapp gehaltene Kapitelüberschriften zusammengedrängt und vermag so natürlich den Mangel eines Registers in keiner Weise zu ersetzen. Trotz diesen Aussetzungen, die ich im Interesse des Werkes selbst glaubte äußern zu sollen, bleibt das Buch Hankamers eine tüchtige wissenschaftliche Leistung, die für eine gerechte Beurteilung einer der seltsamsten Erscheinungen unserer deutschen Literatur von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. In meiner kurzen Analyse des Werkes habe ich nur die, wie mir schien, sichern Ergebnisse der neueren Werner-Forschung berücksichtigt und das Lebensbild des Dichters soweit notwendig nach zuverlässigen andern Quellen ergänzt.

Mois Stodmann S. J.
